

Musikschule – Bildung mit großer Zukunft

Eröffnungsvortrag
Prof. Reinhart von Gutzeit
auf dem Musikschulkongress 2011 in Mainz

Zu Ihnen spricht ein in der Wolle gefärbter Musikschulmann.

Musikschulschüler in Düsseldorf mit 8 Jahren, Musikschullehrer mit 19 in Meerbusch; später Musikschulleiter in Rheinbach bei Bonn, dann 16 Jahre in Bochum und der VdM hat den ersten Teil meines beruflichen Lebens geprägt wie kaum etwas anderes.

Aber nun ist es schon 16 Jahre her, dass ich mich – auch bei einem Musikschulkongress – von Ihnen in Richtung Österreich verabschiedet habe. Das Bruckner-Konservatorium (später Bruckneruniversität) in Linz ist eng verknüpft mit dem aus hiesiger Sicht so unglaublich gut ausgestatteten Musikschulsystem Oberösterreichs und deshalb vielleicht die einzige Musikhochschule in unserer Hemisphäre, an der die musikpädagogische und die rein künstlerische Ausbildung einander uneingeschränkt respektieren, ergänzen, unterstützen.

Vor fünf Jahren hat mich der Weg dann zu einer der renommiertesten Musikuniversitäten der Welt geführt, deren hohes künstlerisches Niveau den Rektor stolz macht – für die Musikpädagogik am Haus gilt allerdings, dass sie sich die Anerkennung der Künstler und ihren Stellenwert am Mozarteum immer wieder erkämpfen muss. Dies gelingt in zunehmendem Maße und ist wohl auch Bestandteil eines Trends: soweit ich sehe, wächst die Einsicht, dass der Fortbestand unseres Musiklebens eine qualifizierte Musikpädagogik voraussetzt, an allen Musikhochschulen.

Dies alles vorausgeschickt, um klar zu machen, dass mein Blick auf die deutsche Musikschulszene zwar von viel Erfahrung und großer Zuneigung, aber auch von einem gewissen Abstand geprägt ist. Vielleicht werden Sie an manchen Stellen sagen: der weiß ja gar nicht, wie der Musikschulalltag von heute aussieht. Aber der Alltag ist auch weniger das Thema dieses Vortrags als die Zukunft der Musikschulen und der musikalischen Bildung! Vielleicht war es gerade die Mischung aus Nähe und Distanz, die die Kongressverantwortlichen zur Einladung bewogen hat. Interessanterweise zur Einladung von gleich zwei exilierten ehemaligen deutschen Musikschulleitern, die nun als „Piefkes“ das österreichische Musikleben bereichern. Ob das ein Zufall ist? Peter Roebke und ich werden Sie nicht ganz verschonen können mit unseren positiven Erfahrungen aus 3 Städten – Wien, Linz und Salzburg - und einem Land, in dem Musik ganz allgemein und Musikschularbeitet im Besonderen eine andere politische Akzeptanz genießen als in den meisten Regionen Deutschlands.

Allerdings muss ich sagen, dass ich selten eine Veranstaltung wie die heutige erlebt habe, bei der die politischen Repräsentanten mit so viel Nähe und Sachverstand über Musikerziehung und die Arbeit der Musikschulen gesprochen haben. Das tut gut und kann vielleicht zusammen mit den positiven Beispielen aus Österreich dazu dienen, einer gewissen Verzagtheit - der berühmten Schere im Kopf - zu begegnen.

Die Schere im Kopf

Oft höre ich „aus den eigenen Reihen“ die Einschätzung, es sei nachzuvollziehen, dass die Zuschüsse zu den Schulen nicht mehr in dem bisherigen Maße fließen können. Ich kann und will mich dieser Sichtweise nicht anschließen. Bin ich realitätsblind?

Wir wissen natürlich, dass nicht genügend Geld in den öffentlichen Haushalten ist, um alle Forderungen (die begründeten und die auf Unersättlichkeit gründenden) erfüllen zu können. Wir wissen aber auch, dass viel Geld in die Hand genommen wird – unter anderem, um teure Rettungsschirme verschiedener Art zu spannen. Ich möchte das nicht kritisieren – aber was ist mit dem Rettungsschirm für die bedrohte Bildung?

Nicht ohne Zögern kommt ein solcher Satz über die Lippen. Die Kulturschaffenden und besonders wir Musiker und Musikpädagogen schätzen es nicht, lautstark Forderungen zu erheben. Und wer möchte wohl derzeit politische Verantwortung tragen und trotz einer außerordentlich bedrängten Lage permanent mit Forderungen konfrontiert werden, die nicht aus dem Blickwinkel des Allgemeinwohls, sondern aus dem der eigenen Klientel gestellt sind?

Aber auch bei strenger Selbstprüfung sehe ich uns nicht als eine Stimme in diesem Chor. Für Bildung eintreten heißt nämlich genau das: sich für das Allgemeinwohl einzusetzen. Es geht nicht um Interessenpolitik, sondern um die Zukunft der nächsten Generation(en). Ihnen gegenüber, haben wir, die beiden Nachkriegs-generationen, uns ohnehin mehr als bedenklich verhalten. Wir haben auf ihre Kosten gelebt und Ressourcen verbraucht, als gäbe es kein Morgen. Wollen wir unseren Kindern auch noch vorenthalten, was ihre Chance sein könnte, dennoch Zukunft zu gestalten: eine gute Bildung?

Gute Bildung ist auch, aber keineswegs ausschließlich, eine finanzielle Frage. Ich werde im Folgenden aber nicht über Budgets, sondern nur über Inhaltliches sprechen. Über Grundfragen der Bildung und dabei vor allem über die **musikalische Bildung!** Was haben wir vor Augen, wenn der Kongress die drei Begriffe **Musikschule, Bildung und Zukunft** als Motto miteinander verknüpft?

Um ein Bild davon zu entwerfen, was musikalische Bildung sein kann und sein soll und was die Musikschule dazu (auch im Zusammenspiel mit anderen) beizutragen hat, muss der Bildungsbegriff näher aufgefächert werden. Die folgenden Überlegungen habe ich an anderer Stelle schon einmal dargestellt, aber hier, in diesem Zusammenhang, sind sie unerlässlich.

Die Arbeit der Schule (und Musikschule muss in diesem Sinn **unbedingt** als Schule betrachtet werden) ist unter drei Begriffen zu beleuchten, die viel miteinander zu tun haben, die wir gelegentlich unbedacht gegeneinander austauschen, die aber alles andere als deckungsgleich sind:

Unterricht – Erziehung – Bildung

Drei knappe Formulierungen, die den Wesensunterschied andeuten sollen:

Unterricht wird erteilt. Erziehung wird angestrebt. Bildung erwächst.

Unterricht vermittelt Fertigkeiten, Fähigkeiten, Kenntnisse; zielt aber auch auf Einsichten. Das Beispiel einer Fahrschule ist gut geeignet, um sich ein Bild des Gemeinten vor Augen zu führen.

Erziehung dient der Orientierung in unserer Umgebung, der Erarbeitung von Einstellungen und Verhaltensweisen, der Charakterbildung, der allmählichen Konstituierung einer profilierten Persönlichkeit.

Bildung – die anspruchsvollste, umfassende Zielsetzung – hat vertieftes Wissen und vertiefte Kenntnisse im Blick; die Fähigkeit der Wahrnehmung und des Einordnens, (besonders wichtig, wenn man seine Informationen vielfach aus dem Netz bezieht, ohne die Vertrauenswürdigkeit der Quellen einschätzen zu können), ein System von Wertvorstellungen oder, ganz hochgestochen formuliert: Weltverständnis.

Betrachten wir Unterricht, Erziehung und Bildung unter dem Blickwinkel der konkreten Musikschararbeit.

Beim Musik-*Unterricht* geht es um eine Fülle von Inhalten, die auf vielfache Weise zusammenspielen (und noch mit vielen Details zu ergänzen wären). Allein im Schnuppermodus wird man in diesem riesigen Feld nicht weit kommen!

Unterricht

Fertigkeiten – Fähigkeiten – Kenntnisse – Einsichten

- Singen
- Hören
- Notenlesen
- Rhythmus
- Intonation
- Instrumentaltechnik
- Instrumentalspiel
- Interpretation
- Ensemble-Fähigkeiten
- Musikkunde
- Harmonie- und Formenlehre
- Musikgeschichte



Im Bereich der *musikalischen Erziehung* geht es fachimmanent um Liebe zur Musik und Freude am musikalischen Tun; dann um viele Eigenschaften, die nach unserer Überzeugung nicht nur auf dem Feld der Musik positive Wirkungen erzeugen (auf die so genannte Transfer-Diskussion wird später kurz eingegangen).

Es geht ferner um Haltungen („Sozialverhalten“, der Erziehungswissenschaftler Klaus Schaller spricht von *Achtsamkeit auf andere und anderes*) aber auch um eine durch positive Erfahrungen gefestigte optimistische Grunddisposition – "ich kann das schaffen" – und wichtige Eigenschaften, um aus optimistischer Hoffnung Realität werden zu lassen: Kontinuität und Zielstrebigkeit.

Erziehung

Orientierung – Einstellungen und Verhaltensweisen –
Charakterbildung – Persönlichkeit

- Liebe zur Musik
- Freude an musikalischer Aktivität
- Ausdrucksfähigkeit
- Engagement
- Sensibilität
- Leistungsbereitschaft
- Bereitschaft zur Verantwortung
- Sozialverhalten („Achtsamkeit auf Andere u. Anderes“)
- Optimismus
- Kontinuität, Zielstrebigkeit



Da möge niemand die Meinung heraushören, das könnten nur die Musikschulen. Zum Glück (denn diese Ziele sind wohl die wichtigsten in jeder Erziehung) können viele dazu beitragen. Aber wir dürfen uns auf Sokrates berufen wenn wir überzeugt sind, dass die Musikschule es besonders gut kann.

Was sind schließlich – „Musikschule, Bildung mit Zukunft“ – die *Bildungsziele*, denen wir uns als MusikpädagogInnen im Besonderen verpflichtet fühlen und denen wir in besonderer Weise dienen können? Es sind musikalische Bildung im engeren Sinne und, weiter gedacht, ästhetische Bildung: ein breit gefächertes Interesse an Kunst und Kultur gehört ebenso dazu wie das Gefühl für Maßstäbe und Proportionen und Respekt gegenüber Wertvorstellungen und Ordnungen, die nicht die unseren sind.

Die Kunst lehrt uns zu verstehen, woher wir kommen und kann uns helfen, die Welt in ihrer unendlichen Komplexität zu erkennen – vielleicht auch: zu ertragen.

Bildung

vertieftes Wissen u. Kenntnisse – Fähigkeit d. Wahrnehmung und
d. Einordnens – Weltverständnis – System der Wertvorstellungen

- musikalische Bildung
- ästhetische Bildung
- breitgefächerte kulturelle Interessen
- Maßstäbe und Proportionsgefühl
- Respekt gegenüber anderen Ordnungen und Wertvorstellungen
- Brücke zur Vergangenheit
- „Spiegel der Welt“ in der Kunst



Das umfangreiche Bild wurde nicht aufgefächert, um respektvoll davor erstarren oder anzuregen, sich mit dem Gros der Schüler im musikpädagogischen Mauseloch zu verkriechen. Keine Musikschule, keine Musikschullehrerin wird es schaffen, mit ihren Schülern alle oder auch nur einen Großteil dieser Ziele zu verwirklichen. Aber es handelt sich um die Leitsterne, nach denen wir, und seien sie noch so weit entfernt, unseren Kurs bestimmen wollen; so wie die Seeleute es getan haben, bevor Kompass und GPS erfunden wurden.

Allgemeinbildende Schule und Musikschule

Wir sind ja bei der Bewältigung der Aufgabe – ich möchte sagen zum Glück – nicht allein. Die allgemein bildende Schule ist einer der wichtigsten Partner. Gibt es eine klare Aufgabenteilung?

In den meisten bildungspolitischen Köpfen wird die Vorstellung herrschen, dass die musikalische Bildung im Kern eine Aufgabe des *schulischen* Musikunterrichts ist und der *Musikschule* der Part der Ausbildung (Ausbildung am Instrument und Hinführung zur musikalischen Praxis) zufällt.

Aber das ist ein oberflächliches und unzureichendes Bild.

Ein Musikunterricht an der allgemeinbildenden Schule, der eine lebendige Musikpraxis ausklammert, wäre zum Scheitern verurteilt. Ein simples Beispiel hierzu: Sie alle kennen Menschen, die sagen: ich mag Musik und würde auch gerne ein Instrument spielen, aber ich kann keine Noten lesen. Vermutlich ist es mehr als die Hälfte der Menschen, die Letzteres von sich sagen würden.

Kaum zu fassen! Der Musikunterricht behandelt Schuljahrelang das Thema Noten (eine Wissenschaft, die man einem intelligenten Menschen in einer Stunde vermitteln kann) prüft das Gelernte gerne im Test ab und hinterher beherrscht kaum jemand diese mystische Kulturtechnik? Wie kann das sein?

Die Antwort ist einfach: man lernt nicht, was man nicht braucht - d.h. in diesem Fall: praktisch angewendet beim Singen oder beim Instrumentalspiel. Wer würde die viel komplexere Schrift erlernen, wenn es nicht um Lesen und Schreiben ginge?

Die Schulmusiker haben sich vor einigen Jahren eine Neu-Orientierung – mehr Musikpraxis – auf die Fahnen geschrieben. Das ist auch gut für die Arbeit der Musikschule! Und in letzter Zeit hat vielerorts eine Zusammenarbeit zwischen Musikschule und allgemeinbildender Schule mit dem Ziel begonnen, Instrumentalspiel in elementarer Form aber auf breiter Front in der Schule zu verankern.

Ist diese Form der Kooperation beider Institutionen, wie sie beispielhaft im Rahmen von „Jeki“ praktiziert wird also ein nahe liegender, idealer Schritt?

Im Prinzip ja! Aber bitte nicht in der Weise, dass die Musikschule eine ihrer Kernkompetenzen – einen auf Breite angelegten Instrumental-Anfangsunterricht – in diese Partnerschaft einbringt, aber dabei (mangels Personal, mangels Geld, mangels Kraft) eine andere ihrer Kernkompetenzen aus den Augen verliert: die Weiterführung aus einem schon im Nukleus künstlerisch angelegten Anfangsunterricht zu anspruchsvolleren Ebenen bis hin zur erfolgreichen Auseinandersetzung mit komplexen Kunstwerken.

Ich habe Jeki, als ich davon hörte und erfuhr, dass bis dahin in NRW unvorstellbare staatlichen Zuwendungen zur Verfügung stehen werden, für eine Jahrhundertchance gehalten. Haben wir nicht oft tagträumerisch überlegt wie wunderbar es wäre, wenn alle Kinder ein Instrument erlernen dürften?

Aber wir sollen die Gefahr nicht unterschätzen: dass die Musikschule eifertig einen Service übernimmt, der einer im Wesentlichen dem schulischen Bereich zugerechneten Aktivität dient, möglicherweise (ich möchte mir aus großer Distanz kein Urteil anmaßen) musikalisch im Rudimentären stecken bleibt, aber gleichzeitig das Profil der Musikschule als anspruchsvolle musikalische "Fachschule" in der öffentlichen Wahrnehmung verwässert.

Anspruchsvoll? Anspruchsvoll!

Mit dem schon zweimal verwendeten Wort "anspruchsvoll" soll nichts Elitäres assoziiert werden. Ich darf daran erinnern, dass ich vor mehr als 20 Jahren, auch auf einem Musikschulkongress¹, das Konzept einer weniger an Lehrplänen und leistungsbezogenen Schulstufen orientierten Musikschule vorgestellt habe. Die jüngere Entwicklung der Musikschulen hat viel mit diesem Bild der „offenen Musikschule“ zu tun.

Aber vielleicht muss man sich heute fragen, ob das Kind nicht mit dem Bade zeitgeistiger Instant/Easy-Mentalität ausgeschüttet wurde. Sie kennen die oft formulierte Forderung, die Schüler dort abzuholen, wo sie stehen. („No na“ sagt man in Österreich was etwa so viel heißt wie: „ja was denn sonst?“) Aber was folgt dann? Gehen wir von dort mit unseren Schülern zu einem Ziel, von dem wir ihnen unterwegs berichten und vorschwärmen (so sehe ich die Aufgabe eines Lehrers!) oder stehen wir uns gemeinsam an der Abholstelle die Beine in den Bauch?

Nur so ist der Begriff "anspruchsvoll" gemeint. Der wahre Pädagoge weiß, mit welchen Inhalten er seinen Schüler gerne vertraut machen würde; stellt sich vor, welches Ziel seine Schülerin erreichen könnte, und versucht, den entsprechenden Wunsch "einzupflanzen".

Einen jungen Menschen unterrichten heißt nicht, einen Eimer füllen, sondern ein Feuer entzünden. Aristoteles hat diesen wunderbaren Gedanken geäußert. Aus heutiger Sicht: natürlich nicht ohne Berücksichtigung der eigenen Vorlieben der Schüler – aber auch bitte nicht darauf beschränkt!

Positive Nebenwirkungen?

Keine Rede zu besonderen Anlässen der Musikschulen ohne Hinweis auf die positiven Wirkungen des musikalischen Engagements – besonders auf junge Menschen. Die Stichworte sind jedem von uns geläufig und viele davon fanden sich im ersten Teil dieses Vortrags.

Wie dankbar waren wir Otto Schily, als er einen Zusammenhang zwischen Musikschulen in und öffentlicher Sicherheit herstellte! Mit einem Satz, der bis heute zitiert wird – auch von anderen als uns – das vor allem ist das Gute daran.

Aber haben die Musikschulen das nötig? Ist es nicht auch eine Art von Schere im Kopf, wenn wir nicht offensiv für die Hauptsache Musik eintreten, sondern ängstlich den Beipackzettel der positiven Nebenwirkungen hervorkramen?

Mein früherer Chef, der Landeshauptmann (Ministerpräsident) von Oberösterreich, Josef Pühringer, ist mir hier ein unvergessliches Vorbild. Er spielte in seinen vielen Ansprachen zur Musikerziehung virtuos auf der Klaviatur der Transfereffekte und Umwegrentabilitäten um dann zu sagen:

„Aber nicht darum finanzieren wir die Musikschulen großzügig, sondern weil wir überzeugt sind, dass Musikunterricht um seiner selbst willen für jedes Kind und jeden Jugendlichen eine großartige Chance bedeutet“. Und dann donnerte er in den Saal: „Kultur ist teuer, Unkultur ist noch viel teurer!“ Mit diesem Slogan ist er übrigens in den Wahlkampf gezogen und hat ihn souverän gewonnen.

¹ „Musikschulen bauen Brücken“. Vortrag beim Aachener Musikschulkongress 1989; erschienen in Ü&M 3/89 S. 55 ff.

Ich weiß: das erscheint in Deutschland nicht vorstellbar, kein Politiker würde den Mut dazu aufbringen. Aber gibt es da nicht möglicherweise auch eine Schere im Kopf? Müssen wir wirklich annehmen, dass den Wählern die Bildung ihrer Kinder zweitrangig ist? Ich bin mir nicht sicher, ob man von dieser Einschätzung als unveränderbarer Größe auszugehen hat.

Dr. Pühringer hatte noch einen anderen "starken Satz" in seinem Repertoire. Der hieß: „Die Wirtschaft brauchen wir zum Überleben, Kultur brauchen wir zum Leben.“

Was soll bleiben?

Ich möchte noch einen Gedanken ins Spiel bringen, der mir mehr Gänsehaut macht als der Transfereffekt und mir seit einiger Zeit ebenso alarmierend wie motivierend durch den Kopf geht.

Wenn man darüber nachdenkt, auf welche Weise wir uns heute ein Bild vergangener Zeiten machen können, so wird schnell klar, dass es nichts anderes als die erhaltenen Zeugnisse aus Kunst und Kultur sind, die uns dafür zur Verfügung stehen. Baukunst, bildende Kunst, Literatur und Musik erlauben uns einen tiefen und erstaunlich lebendigen Einblick in die Vergangenheit. Und einen wichtigen! *Wem die Gegenwart das einzig Gegenwärtige ist, der weiß nichts von der Zeit, in der er lebt.* (Oscar Wilde)

So wird es – aus (ferner) Zukunft zurückblickend – auch für unsere Zeit gelten. Werden wir dieser Verantwortung gerecht?

Ich denke, dass dieser Aspekt – die Rolle von Kunst und Kultur in der Geschichte der Menschheit – mehr Anlass bedeutet, sich als Kunstförderer und als Musikpädagogin zu engagieren, als die Hoffnung, dass dadurch der IQ unserer Kinder geringfügig steigt oder die Kühe mehr Milch geben werden.

Aber konkreter und letztlich auch wichtiger als die Frage, was zukünftige Generationen von uns denken werden, ist die Frage, wie es uns und unseren Kindern ergehen wird.

Angesichts der fortschreitenden Automatisierung und der partiellen Überlegenheit der Maschinen erscheint es kaum möglich sich anderes vorzustellen, als das die zur Verteilung kommende Arbeit auf Sicht immer weniger werden wird. Dann wird man, um grenzenlose Konflikte zu vermeiden, zu einer Umverteilung der Arbeit kommen müssen - mit der Folge, dass viele Menschen viel mehr Freizeit haben als heute.

Eine Schreckensvorstellung wäre, dass sie in ihren Häusern mit noch mehr Medienkonsum sediert werden. Wünschen wir uns stattdessen, dass sie sich bewegen – körperlich und geistig. Vielleicht nicht unbedingt "jedem Erwachsenen ein Instrument" (Jedewi) aber mannigfaltige kulturelle Aktivitäten und natürlich viel Musik.

Darum brauchen wir in den kommenden Jahrzehnten nicht weniger, sondern deutlich mehr Musikschule. Eine Musikschule, deren Ideal nicht das Hervorbringen einzelner Supertalente ist, sondern ein Haus, in dem viele Bürgerinnen und Bürger – junge und ältere – zu einer ebenso anspruchsvollen wie vielseitigen, unbeschwerten, lebendigen musikalischen Betätigung hingeführt und befähigt werden.

Ja: ein Haus, ein **attraktives eigenes** Haus muss es sein, das auch mit der Beschaffenheit seiner Räumlichkeiten einlädt und diese Art von kommunalem musikalischem Leben ermöglicht.

Ich habe mit acht Jahren in der Musikschule begonnen. Wissen Sie, woran ich mich vor allem erinnere? An andere Kinder auf dem Schulhof, die von außen ihre Nasen an der Fensterscheibe platt drückten und mit eindeutigen Gesten signalisierten, was sie von mir und meiner Geige dachten; an hochgestellte Stühle und den penetranten Geruch eines Reinigungsmittels. Welche Chance hat die Musik unter diesen Umständen, die Seele eines Kindes zu erreichen?

Als ich später unter ähnlichen Umständen als Lehrer in der Musikschule arbeitete, war es nicht ganz selbstverständlich, dass der Studienrat für Musik auf Augenhöhe mit dem Musikschul-Kollegen sprach (wie soll man auch jemanden sozial einordnen, der sich nachmittags im Kampf mit dem Reinigungspersonal in der eigenen Schule breitmacht?). Das hat sich radikal geändert, als die Musikschulen ihre eigenen Häuser mit einer guten Fachausstattung erhielten und ihre Rolle als kommunale Musikzentren entwickelten. Die aktuell geforderte Zusammenarbeit mit der allgemein bildenden Schule ist wichtig und nach Kräften zu unterstützen; aber sie darf nicht dazu führen, dass die Musikschulen wieder zu ambulanten Unternehmungen werden und ihre eigene Identität verlieren.

Diese Identität ist die einer anderen Art von Schule, die die „normale“ (allgemeinbildende) Schule wunderbar ergänzt. Andreas Dörner beschreibt sie als ein „Lernhaus Musik“, das „Musikschule, Überefugium, Konzerthaus, Band-Proberaum, Jazzclub, Aufnahmestudio, Bibliothek, Hörbar, Seminarort, Klanglabor, Kreativwerkstatt und sozialer Treffpunkt in einem“ ist „und doch weit mehr als das. Mehr, weil nicht bloß eine Vielfalt an Lernmöglichkeiten zur Verfügung gestellt wird, sondern diese auch eingebettet sind in ein stringentes pädagogisches Konzept...“

Diese besondere Art von Schule ist nicht nur Utopie. Es gibt sie, mehr oder weniger ausgeprägt, bereits heute. An manchen Orten kommt sie dem von Dörner beschriebenen Ideal recht nahe. Ihr besonderer Charme als Musikschule - die andere Schule beruht

- auf der Tatsache, dass die Schüler freiwillig zur Schule kommen;
- auf ihrer familiären Atmosphäre;
- darauf, dass es nicht um Dutzende von Fächern, um Rechtsbeziehungen, kollegialen und Schülerstress, Noten und Versetzungen geht, sondern im Wesentlichen um eine Sache: um die Musik in ihrer ganzen Vielfalt;
- auf einem Lernen aus Begeisterung, wenn Lehrer und Schüler gemeinsam von der Materie fasziniert sind;
- auf einer Lernsituation, die mit wunderbaren Gemeinschaftserlebnissen verbunden ist;
- auf einem schulischen Leben, das immer wieder auf die Bühne führt; Spannung und Erfolg ermöglicht; in Konzerten, Reisen, Aufnahmen kulminiert und damit den Beteiligten unvergessliche Erfolgserlebnisse vermittelt.

So ist die Musikschule wie keine andere dazu geeignet, jenes aristotelische Feuer zu entzünden. Das kann sie aber nur schaffen, wenn sie sich bei allem unabweisbar notwendigen rechnen, sparen, kontrollieren, evaluieren, kooperieren... nicht genötigt sieht, ihren eigenen Herd auf immer kleinere Flamme zu drehen.